

Als Gott der Herr den Hochmut der Menschen bestrafte, die zu Babel einen himmelsstürmenden Turm errichten wollten, hat er ihre Sprache verwirrt und damit – die Kultur erschaffen. Dass die babylonische Verwirrung der Sprachen der Anfang aller Kulturen ist, die sich erst in der Qualität ihrer Unterschiedenheit als stark oder als schwach erweisen, hat Arno Borst gezeigt und damit auch verdeutlicht, welche eminent politische Botschaft im elften Kapitel des Buches Genesis der Bibel enthalten ist. Dort nämlich ist die Geschichte vom Turmbau in Babel aufgeschrieben. Kein geordnetes, funktionales Gemeinwesen – ist da wohl zwischen den Zeilen zu lesen – kann bestehen ohne eine gemeinsame und allen verständliche Sprache. Doch trägt das Verstehen den Keim des Hochmuts in sich, der wird bestraft durch Sprachverwirrung und die daraus folgende Zerstreung der Menschen in alle Länder der Erde. Die Romantiker meinten gar, wir alle bauten noch immer täglich an dem Turm zu Babel; auch die, welche die gleiche Sprache sprächen, könnten sich oftmals nur missverstehen. „Und der Herr sprach: [...] Wohlauf, lasst uns herniederfahren und ihre Sprache daselbst verwirren, dass keiner des andern Sprache vernehme! Also zerstreute sie der Herr von dannen in alle Länder, dass sie mussten aufhören, die Stadt zu bauen.“

Schon in der Bibel ist demnach das funktionale Bauen als eine den Menschen – und seinen Hochmut – kennzeichnende Eigenschaft genannt, wobei dieses Bauen

ohne eine den Bauleuten gemeinsam verständliche Sprache nicht zu denken war. In neueren Evolutionstheorien spielt diese Frage noch immer eine Rolle. Es wird gelegentlich sogar als eines der Kennzeichen gewertet, das den Menschen vom Tier unterscheidet. Doch ist schwerlich zu bestreiten, dass auch die Ameise, der Biber, die Biene funktional bauen. So gilt inzwischen ein anderes Kennzeichen als menschentypisch. Es wird meist in Form einer Anekdote überliefert: Mensch und Biber bauen funktional. Doch, lautet die Frage, ist es vorstellbar, dass der Biber nach Vollendung seines Baus eine Seerose pflückt, sie auf die Schwelle seines Hauses legt und sich daran freut? Das aber tut der Mensch, und *das* unterscheidet den Menschen vom Biber. Der Sinn für das Schöne also unterscheidet den Menschen von seinen tierischen Ahnen, über seine Herkunft rätselt nicht nur die Wissenschaft. Eine Antwort hat Friedrich Schiller in Weimar 1799 gegeben. Damals litt seine Frau an einer schweren Wochenbett-Depression, an ihre Gesundheit mochte niemand mehr glauben. *Nänie* hat Schiller ein damals entstandenes Gedicht überschrieben, das die Herkunft der Liebe zum Schönen aus der Reflexion des Sterbens ableitet und den Gesang als die Ursprache der Menschheit behauptet: *Auch das Schöne muss sterben! Das Menschen und Götter bezwinget, / Nicht die eherne Brust rührt es des stygischen Zeus. / Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrscher, / Und an der Schwelle noch, streng, rief er zurück sein Geschenk. / Nicht stillt Aphrodite dem schönen Knaben die*

Wunde, / Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt. / Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter, / Wann er, am skäischen Tor fallend, sein Schicksal erfüllt. / Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus, / Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn. / Siehe! Da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle, / Dass das Schöne vergeht, dass das Vollkommene stirbt. / Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten ist herrlich, / Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

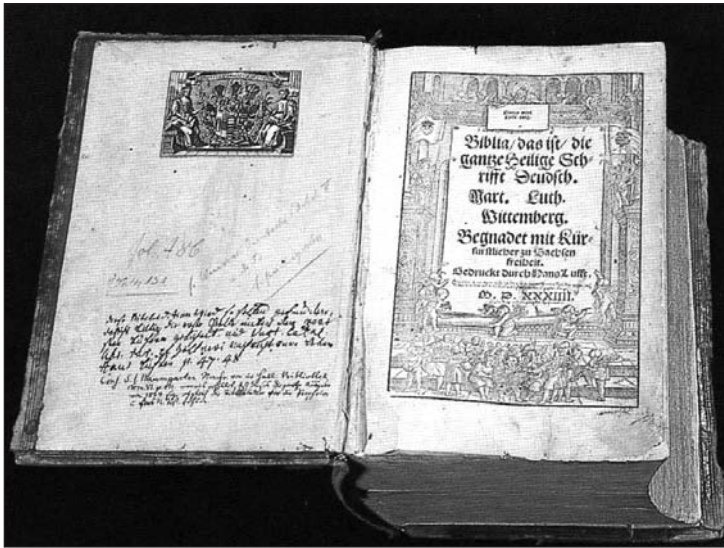
So sind es zwei Eigenschaften, die den Menschen von seinen tierischen Ahnen unterscheiden. Bewusstheit und Reflexion seiner Vergänglichkeit und der aus der Klage um das Sterben entstandene Sinn für das Schöne. Reiner Kunze hat in seinem Gedichtband *ein tag auf dieser erde* (1998) diesen Gedanken ohne die humanistische Bildungslast, an der Schillers Gedicht zu tragen hat, in wenigen eindrucksvollen Zeilen zusammengefasst: *Wesen bist du unter wesen / Nur daß du hängst am schönen / und weißt, du musst / davon.*

Die Sprachen der Völker

Einheit und Vielfalt sind als Grundformen menschlichen Daseins auch in der Sprache von Anbeginn fixiert: die Sehnsucht nach einer ursprünglichen Einheit und die nach der kulturtragenden Verschiedenheit, in welcher der Mensch sich seiner selbst erst bewusst wird. Sich selbst nimmt der Mensch nämlich nur wahr, weil es *das* andere, *den* anderen, *die* andere gibt; *ich* kann er nur sagen, weil es ein *Du* gibt, die Schönheit und die Macht der eigenen Sprache kann er nur erkennen, wenn er sie pflegt und sie vergleicht mit der Ausdrucksfähigkeit und der Kultur anderer Sprachen. So ist die Geschichte des Sprachdenkens und der Sprachkonkurrenz geprägt von der Auseinandersetzung zwischen Einheitssprachen, die meist mit imperialem Anspruch auftreten, und dem Behauptungswillen der Ein-

zelsprachen, die gegen diesen Anspruch immer wieder ihren Reichtum und ihre Lebenskraft zu beweisen haben. In der neueren Geschichte Europas gibt es wenigstens drei Perioden, die durch eine solche Sprachkonkurrenz gekennzeichnet sind: *erstens* das Mittelalter und die frühe Neuzeit durch die Konkurrenz zwischen Latein, der Sprache der Kirche und der Gelehrten, und den Volkssprachen, *zweitens* das siebzehnte und das achtzehnte Jahrhundert durch die Konkurrenz zwischen dem Französischen, der Sprache des Hofes, des Adels, der Gebildeten, und den anderen Volkssprachen und *drittens* unsere Gegenwart, in der ein globalisiertes Englisch in alle Bereiche des täglichen Lebens eindringt, die Wissenschaft (zumindest in ihren naturwissenschaftlichen und lebenswissenschaftlichen Sektoren) bereits erobert hat und damit die Ausdrucksfähigkeit des Deutschen (und die anderer Sprachen, auch die des Englischen) schwächt. Gegen diese Gefährdung der Eigensprachen und damit der kulturellen Identität wehren sich die Franzosen mit Gesetzen, die Polen mit Verordnungen, die Deutschen vorläufig noch mit „Festspielen der deutschen Sprache“, obwohl es längst Stimmen gibt, die den Schutz der deutschen Sprache durch das Grundgesetz fordern.

Dabei geht es nicht so sehr um das Vordringen des Englischen als einer neuen *lingua franca*, was in Wissenschaft und Tourismus ja durchaus Vorteile hat, sondern um den leichtfertigen Umgang mit der eigenen Sprache, um die Zerstörung von Sprachbewusstsein, von Sprachkultur und Sprachcharakter, es geht um eine Verflachung des Ausdrucks, der die Fähigkeit verliert, das Neue, das Faszinierende trennscharf zu benennen. Deshalb wehren sich unter anderen die Briten gegen die Verhunzung ihrer gebildeten und nuancenreichen Muttersprache durch ein allein auf die Bedürfnisse der Alltagsverständigung, der Werbung und der experi-



Im September 1522 wurde das unter dem Namen „Septembertestament“ populär gewordene Neue Testament Martin Luthers in der hohen Auflage von 3000 Exemplaren gedruckt, die innerhalb von drei Monaten vergriffen war. Die hier abgebildete erste vollständige Bibelübersetzung von Martin Luther stammt aus dem Jahr 1534, Druck Hans Lufft in Wittenberg.

mentellen Wissenschaften zugeschnittenes Englisch. Denn das Englische unterscheidet sich gerade in einem weit überlegenen, mehrfach größeren Wortschatz vom Deutschen, das seinerseits im Satzbau seine Vorzüge entfalten muss. Weil der Vorzug des Englischen aber vor allem im Variantenreichtum des Wortschatzes besteht, ist es der Minimierung zugänglich, sodass sich ein Basis-Englisch für viele Menschen und Branchen und Lebensbereiche eignet, die eine leicht erlernbare Verständigungssprache suchen. „English“, sagte George Bernard Shaw, „is the easiest language to speak badly.“ Anders ausgedrückt: Gutes Englisch zu sprechen ist schwer. Bedroht ist die deutsche Sprache demnach nicht vom Englischen, sondern, wie viele andere Sprachen heute, von einem Idiom, das der Romanist Jürgen Trabant „Globalesisch“ genannt hat. In diesem Idiom reicht sich der Anschein des Englischen mit politischer Korrektheit, Sprachschlamperei und einer administrativ falsch verstandenen Internationalisierung die Hand, um gleichsam eine Jugendsprache für alle zu erzeugen. Da gibt es dann die Variationen „schön“, „wunderbar“, „reizvoll“, „faszi-

nierend“, „fesch“, „flott“, „begeisternd“, „bezaubernd“, „prächtig“ et cetera nicht mehr, sondern alles ist einheitlich und farblos „cool“.

Goethe und die Entfaltung der Sprache

Am 19. Oktober 1806, also vor über zweihundert Jahren, hat Goethe in Weimar seine Lebenspartnerin Christiane Vulpius geheiratet. Trauzeugen waren der gemeinsame siebzehnjährige Sohn August und dessen Hauslehrer Friedrich Wilhelm Riemer. Die Kirche, in deren Sakristei die Trauung stattfand, war erst kurz vorher von den Spuren der Verwendung als Lazarett gereinigt worden. In die Trauringe aber hatte Goethe das Datum des 14. Oktober 1806 eingravieren lassen, des Tages, als Weimar von französischen Truppen nach der für die Preußen verlustreichen und kriegsentscheidenden Schlacht bei Jena und Auerstedt geplündert und Goethe nur durch das beherzte Eingreifen Christianes vor einem lebensbedrohenden Angriff durch marodierende Soldaten gerettet worden war. Die Ehe, eine für ihn durchaus bürgerliche Institution, der er sich in Friedenstagen beharrlich verwei-

gert hatte, wurde für Goethe nun eine der Barrieren, die er gegen den Tod zu bauen suchte. Sein 1809 vollendeter Roman *Die Wahlverwandtschaften* hat eben dies, den Tod und die Barriere, welche die Ehe dagegen zu bauen sucht, zum Gegenstand. In diesem Roman ist erstmals in deutscher Literatur die bis dahin vor allem lateinische Sprache der Naturwissenschaft literaturfähig geworden. Alexander von Humboldt, der in Goethes Roman als ein hochbegabter Erzähler erscheint, hat viele Jahrzehnte später die hier begonnene Symbiose vollendet und damit den Welt Ruhm deutschsprachiger Naturbeschreibung begründet.

Wenige Tage vor der Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt am 12. Oktober 1806, als in seiner Umgebung noch niemand an die Niederlage der friderizianischen Militärmaschinerie gegen Napoleon glauben wollte, hat Goethe den Untergang des alten Reiches und damit der staatlichen Form vorausgesagt, die sein Leben bestimmt hatte. „Die Franzosen [soll er nach einem Bericht Charlotte von Steins gesagt haben] hätten ja schon längst die Welt überwunden, es brauchte kein[en] Bonaparte. Die Sprache, Kolonien von Refugiés, Emigrierte, Kammerdiener, Köche, Kaufleute und so weiter, alles dieses hinge an ihrer Nation, und wir wären verkauft und verraten.“

Gerade deshalb, weil die imperiale Ausdehnung französischer Herrschaft und Kultur nicht aufzuhalten schien, hat der Kreis von Dichtern und Gelehrten im Weimarer Kleinstaat versucht, die deutsche Sprache aus den Fesseln des Französischen zu lösen, es aus seinem Dasein als einem „Knechts- und Mägdedialekt“ zu befreien und es zu einem den europäischen Kultursprachen gleichrangigen Idiom zu machen. Dass Goethe und seinen Freunden dies in einem der deutschen Duodezfürstentümer gelungen ist, davon zeugen die englischen Bildungsreisenden, die sich in Weimar die Klinke

in die Hand gaben, weil sie das Wunder, die Entstehung einer das Militärische überschreitenden deutschen Sprachkultur, an seiner Wurzel beobachten wollten. Doch zeugt davon auch Napoleon, der Goethe 1808, auf dem Erfurter Fürstenkongress, nach Paris als den Geschichtsschreiber seines Cäsarenruhms abwerben wollte.

Die deutsche Literatursprache hat sich, nach dem Vorangang Klopstocks und Lessings, von Weimar aus nicht trotz, sondern wegen der französischen Vorherrschaft in Europa entfaltet. Weltherrschaft, könnte man als These formulieren, bringt der Herrschaftssprache keinen Vorteil. Wie schon einmal im späten Mittelalter im Dominikanerkloster zu Erfurt, als Meister Eckhart den an die Grenzen seiner Ausdrucksfähigkeit gelangten lateinischen Gelehrtdialekt verließ, um in der philosophisch-theologisch noch unberührten deutschen Volkssprache von dem zu predigen, was ihm wirklich am Herzen lag, von der Gottesgeburt in der Seele des Menschen, und damit eine deutsche philosophische Begriffssprache geschaffen hat, geschah nun in Weimar und in Jena ein neuer Aufbruch dieser Sprache: Sie war zum Beten durch Martin Luther gelangt, zum Denken durch den deutschen Idealismus, sie gelangte nun im Weimarer Klassizismus zu einer Freiheit und einem Nuancenreichtum des poetischen Ausdrucks, wie er bisher dem als schwerfällig geltenden Deutschen nicht zugetraut worden war. Goethes und Schillers romantische Schüler haben als unmittelbare Konsequenz daraus der Poesie (auch und gerade der in deutscher Sprache) elementare Kraft zuerkannt. Sie haben die Poesie, neben Wasser, Feuer, Erde, Luft, als das fünfte Element bezeichnet und sie zum mächtigsten dieser fünf Elemente erklärt. Denn unter den Elementen beherrscht allein die Poesie nicht den Körper, sondern das Herz des Menschen.

Alle diese Vorgänge, wie die Lösung der Volkssprache von dem autoritativ herrschenden Latein, die Lösung des Deutschen von der Eleganz, der Noblesse und mit Napoleon auch von der Macht und dem Einfluss des Französischen, waren Befreiungs- und Emanzipationsprozesse. Sie schenken den Einzelsprachen Selbstbewusstsein und die Gewissheit, einen eigenen Sprachcharakter zu besitzen, den andere Sprachen so nicht besaßen, und damit einen eigenen, im Konzert des Menschlichen unentbehrlichen Blickwinkel auf die Welt und die Menschen.

„Am Anfang war das Wort“

Der Mensch sei, heißt es im antiken Griechenland, ein *zoon logon echon*, das heißt ein mit Sprache begabtes Wesen. Sprache aber ist historisch nur in unterschiedlichen Sprachen existent. Die über viele Jahrhunderte dauernde Suche nach einer oder gar nach der Ursprache der Menschheit, aus der sich alle anderen Sprachen entwickelt haben sollten, bedient einen zwar kultur- und bildschaffenden Mythos, aber einen Mythos, keine Realität. Wenn es denn eine solche mythische Ursprache jemals gegeben hätte, dann enthielte jede Einzelsprache einen Splitter ihrer Substanz, und erst alle Splitter zusammen bildeten die ursprüngliche Einheit. So jedenfalls lautet die romantische Vorstellung von einem durch Poesie zu gewinnenden Ideenparadies.

En arché ên ho lógos beginnt bekanntlich das Evangelium nach Johannes. In lateinischer Übersetzung heißt dies *in principio erat verbum*, und Luther übersetzte richtig und wörtlich: „Im Anfang war das Wort.“ Mit diesen Übersetzungen steht die Verbalität an der Wiege europäischer Kultur. Die Übersetzungen der Bibel zunächst ins Lateinische und dann in die Volkssprachen sind deshalb von kulturprägender Bedeutung, weil der Koran einen solchen

Prozess nicht kennt. Er wurde nach der Überlieferung vom Propheten durch Vermittlung des Engels Gabriel in arabischer Sprache empfangen. Er wird, erstaunlich homogen, bis heute in dieser Sprache überliefert und gottesdienstlich auch in dieser Sprache rezitiert.

Martin Luthers Übersetzung der Bibel in eine Sprache, die sich nach und nach über das ganze deutsche Sprachgebiet ausgebreitet und als die allen verständliche deutsche Einheitssprache etabliert hat, gibt dem Deutschen seinen Charakter und seinen Glanz. Über das evangelische Pfarrhaus hat diese Sprache auch die schöne und die gelehrte Literatur erobert und ist in einem gewaltigen Säkularisationsprozess an der Wende vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert für die deutsche Literatursprache leitend geworden. Luther wollte mehr als eine volkssprachliche und dem gemeinen Mann verständliche Übersetzung der Bibel. Er stellte das Deutsche selbstbewusst und gleichrangig neben die heiligen Sprachen des Mittelalters. Als heilig galten über viele Jahrhunderte hin die Sprachen der Kreuzesinschrift: das Hebräische als die Sprache der Gottesfurcht, das Griechische als die Sprache der Weisheit, das Lateinische als die Sprache des Rechts. Neben diese kanonisierten Sprachen stellte Luther nun das Deutsche als die Sprache des Glaubens und der Frömmigkeit. So löste er eine Bewegung aus, die weit über Religion, Gebet und Liturgie hinaus in soziale, kulturelle und politische Bereiche eingedrungen ist. Unzählige Texte sind von dieser Dynamik erfasst – auch und gerade die des bekennenden Sozialisten Bertolt Brecht. Auf die Frage, welches Buch ihn am stärksten beeinflusst habe, hat er bekanntlich geantwortet: „Sie werden lachen, die Bibel!“

Glanz und Tiefe deutscher Sprache – wir sollten sie uns nicht nehmen lassen!